

Daniel Kehlmann



Daniel Kehlmann, geb. 1975 in München, lebt als freier Schriftsteller in Wien und Berlin. Sein Roman *Die Vermessung der Welt* (2005) ist einer der erfolgreichsten deutschen Romane der Nachkriegszeit und wurde bisher in vierzig Sprachen übersetzt. *Ich und Kaminski*, erschienen 2009, errang ebenfalls internationalen Erfolg. Zuletzt erschien sein Roman *F* (2013). Kehlmann erhielt zahlreiche Preise, u. a. den Preis der Konrad-Adenauer-Stiftung, den Kleist-Preis und 2012 den Nestroy-Theaterpreis (Autorenpreis) für sein erstes Theaterstück *Geister in Princeton*, das 2011 am Schauspielhaus Graz uraufgeführt wurde. Seine Rezensionen und Essays wurden in Magazinen und Zeitungen – z. B. im *Guardian*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und *Literaturen* – veröffentlicht. Kehlmann hatte mehrere Poetikdozenturen inne. Seine Frankfurter Poetik-Vorlesungen, die um literarische Gespenster, Narren und Halbmenschen kreisen, erschienen 2015 als Buch unter dem Titel »Kommt, Geister«.

Die kälteste Stelle im All

Für solche Reportagen gibt es Regeln, dachte der Schriftsteller auf dem Weg in die kleine Stadt. Eine wohlbalancierte Mischung von Abstraktem und Konkretem müssen sie sein, von Gedanke und Beschreibung, von Gespräch und Reflexion. Du triffst Fachleute, aber du räumst dem, was sie sagen, ebenso viel Platz ein wie der Schilderung ihres Äußeren: Beschreibe Gesichter, beschreibe Brillen und Pullover, und vergiß nie, auch die Zimmer zu beschreiben, in denen du die Gespräche führst, und die Häuser, in denen du die Zimmer gefunden hast. Ein Glück nur, dachte der Schriftsteller, während die Landschaft mit allem, was zu einer gut ausgestatteten Landschaft gehörte, am Zugfenster vorbeiflog, daß die kleine Stadt, in die man ihn eingeladen hatte, eine der schönsten im Land war. Wenn die Reportage abstrakt zu werden drohte, und Abstraktes war bekanntlich der Tod jeder Reportage, boten die alten Dächer, Simse und Giebel einen zuverlässigen Ausweg.

Er war eingeladen worden, mit Wissenschaftlern zu sprechen. »Wissenschaft als Religion« hieß das Projekt; man war aufgefordert, zu klären, ob eine säkulare Metaphysik möglich war und ob Wissenschaft diese säkulare Metaphysik sein konnte – es war ein gefördertes Projekt, man hatte ihm großzügige Bezahlung in Aussicht gestellt, und da er gern Wissenschaftsreportagen las und die Regeln zu kennen glaubte, hatte er ohne Zögern zugesagt. Säkulare Metaphysik – natürlich wollte er das wissen! Gefragt, welche Forschungsbranche ihn interessierten, hatte er also kühn geantwortet: Quantenphysik und Kosmologie. Denn wo sonst, hatte er gedacht,

sollte man an die Grenzen der Wirklichkeit finden, wenn nicht im Allergrößten und im Kleinsten?

Nun aber war ihm mulmig zumute. Er hatte in den letzten Wochen eilig noch ein paar Einführungen in die Quantenmechanik zu lesen versucht. Immer war es darum gegangen, daß man Lichtstrahlen durch einen Spalt oder mehrere davon auf einen oder mehrere Schirme gelenkt hatte – ständig Strahlen, Spalten, Schirme. Nichts von der wunderlichen Eleganz der Relativitätstheorie, eher vertrackte Kreuzworträtsel – verwirrend, widersprüchlich, seltsam unbefriedigend und leider ganz und gar nicht metaphysisch. Beunruhigt starrte er aus dem Fenster. Er würde viel beschreiben müssen, um von seiner Inkompetenz abzulenken. Und wie kam man an dieser schrecklichen Abstraktheit vorbei?

Zum Beispiel ließ es sich nicht vermeiden, am Anfang Dinge zu erklären, von denen er ja selbst kaum etwas wußte. Er mußte erläutern, wie die Entdeckung, daß Energie in kleinsten Einheiten existierte, einst zum neuartigen Bohrschen Atommodell und dieses wiederum geradewegs zur Unschärferelation geführt hatte, also der Erkenntnis, daß man Ort und Impuls eines Teilchens nicht zugleich bestimmen konnte, woraus wiederum die Kopenhagener Konvention entstanden war, die dekretierte, daß es den Impuls eines Teilchens überhaupt nur in sozusagen unexakter Form gab: Je genauer man den Ort maß, desto weniger hatte jedes Teilchen einen Impuls und umgekehrt, die Unschärfe war nicht bloß in unsere Erkenntnis, sondern in die Realität selbst eingelassen. Von Schrödingers Wellenfunktion würde er schreiben müssen und davon, daß ein Teilchen, solange es nicht in Wechselwirkung mit anderen trat, als Wahrscheinlichkeitswelle über den Raum ausgebreitet war, daß aber diese Welle dann wieder plötzlich kollabierte und zum Teilchen wurde, vom reinen Zufall an einen vorher nicht bestimmbar Ort gesetzt. Auch über Einsteins Einwände würde er schreiben müssen und über das Einstein-Podolsky-Rosen-Paradoxon: Zwei aus dem gleichen Ereignis entstandene Photonen, die sich in entgegengesetzte Richtungen bewegten, hatten einander entgegengesetzten Spin, so war es Naturgesetz, und daran hielten sie sich auch

– aber bevor man den Spin maß, hatten sie doch gar keinen oder eigentlich jeden möglichen zugleich; woher also wußte das eine Teilchen, welchen Spin das andere hatte, wenn jenes den seinen doch erst im Moment der Messung annahm? »Spukhafte Fernwirkung« hatte Einstein das abfällig genannt, und Jahre später erst hatte John Stewart Bell die nach ihm benannte Ungleichung aufgestellt, auf deren Basis wiederum Alain Aspect die verketteten Teilchen in unvorstellbar komplizierten Messungen tatsächlich auf diese spukhafte Fernwirkung hin überprüft hatte – und es gab sie, sie war meßbar! Von all dem, dachte der Schriftsteller, würde er gleich zu Anfang schreiben müssen, und zwar so ruhig und souverän, daß es wirkte, als wüßte er, wovon er sprach und als wäre es keine Hochstapelei. Und dabei wußte er ja nicht einmal, was zum Beispiel ein Spin eigentlich war. Denn in Wahrheit war er natürlich nicht des Teilchens Drehrichtung, als die man ihn auf Bildern gerne darstellte, Teilchen waren keine Kugeln, und sie drehten sich auch nicht; der Spin war eine mathematische Größe, er war überhaupt nichts außer dem, was herauskam, wenn man den Spin maß. Die kleinsten Bestandteile der Wirklichkeit waren ohne Selbst, sie waren reine Mathematik. Die Quantenphysik, das bedeutete die Entkleidung der Dinge von allem Individuellen. Schön und gut. Doch wie sollte man darüber Reportagen schreiben?

In der schönen kleinen Stadt empfing ihn sein Gastgeber, der das Projekt erdacht und organisiert hatte, und brachte ihn zur Universität, wo bereits ein Quantenphysiker wartete. Der Schriftsteller war nervös. Er hatte noch nie einen echten Quantenphysiker getroffen. Natürlich würde er ihn ausführlich beschreiben müssen, er brauchte Menschliches. Menschliches war das Wichtigste; ohne Menschliches keine Reportage, was blieb denn ohne Menschlichkeit anderes als die verbotene Abstraktion!

Ach, die Kopenhagener Konvention, sagte der Quantenphysiker, er bezweifle im Grunde, ob die großen Wissenschaftler mit ihr dereinst der Welt etwas Gutes getan hätten. Eigentlich sei sie ein gewissermaßen wissenschaftspolitischer Akt gewesen. Es sei in der Wissenschaft zuweilen wie in der Kultur. Kopenhagen, das sei